

am 30. Januar 2011

Vom Reden zum Tun. Nachhaltiger Lebensstil in internationaler Verantwortung

Meine Damen und Herren,

vielleicht hatten Sie heute Gelegenheit bei einem Spaziergang frische Luft zu tanken und bei kaltem Wind nach nebligen Tagen sich am blauen Himmel und der Wintersonne zu erfreuen. Erinnerungen gehen zurück an schneereiche Weihnachtstage, an denen auf den Straßen die Autos weniger und zu Wegen für alle wurden. Fußgänger waren gleichberechtigt und alles lief ein wenig langsamer als sonst, eigentlich ideal nicht nur für geruhige Tage zwischen den Jahren.

Gestern vor vier Wochen wurde das neue Jahr eingeläutet. Ein Jahreswechsel ist immer auch ein Anlass zurückzublicken und über mögliche neue Perspektiven nachzudenken. Vielleicht erinnern Sie sich noch an gefasste – und vielleicht schon wieder vergessene – Vorsätze von Tun und Lassen. An Silvester hatten wir mit unseren drei erwachsenen Söhnen ein interessantes Gespräch zwischen Jung und Alt, was wir an Dingen brauchen und auf was wir verzichten könnten. Einmütig stellten wir fest, dass es für alle auch mit Weniger geht, auch wenn jeder von uns seine eigenen Akzente gesetzt hat. Das Gespräch drehte sich um Unterschiedliches wie

- Wäscheleine statt Wäschetrockner, was aber auch nur bei Garten, Balkon oder entsprechenden Dachboden geht
- Ein Auto zu besitzen oder es mit anderen zu teilen
- Die Notwendigkeit einer Mikrowelle
- Den Zeitungskonsum des Vaters
- Um weniger Fleisch und ein zurück zu Sonntagsbraten, Eintöpfen und Aufläufen

Ich komme auf das Weniger zurück.

Vom Reden zum Tun –nachhaltiger Lebensstil in internationaler Verantwortung, so heißt das mir für heute gestellte Thema.

„Warum habe ich mehr Plastik als Essen auf dem Teller?“. Das war vor etwa 25 Jahre die Anfrage eines Tagungsgastes angesichts des damaligen Frühstücks der Akademie. Etwa 250.000 Kleinverpackungen als Jahresverbrauch haben wir gezählt. Marmelade, Leberwurst, Honig, alles in kleinen Döschen. Und dies bei einer Tagung, bei der es um die ökologischen und sozialen Folgen von anfallendem Abfall und Müll ging. Diese Anfrage an unsere Glaubwürdigkeit war für uns Anstoß in einen Prozess einer ökologischen Organisationsentwicklung einzusteigen und vom Reden zum Tun zu kommen. In diesen Anfangszeiten haben wir auch eine weitere Entdeckung gemacht: Wenn in einer Tagung über Welternährung Teilnehmende erfahren, dass – vermittelt über den Futtermittelimport aus dem Süden der Erde – unsere Kühe in Thailand oder am Rio de la Plata weiden und damit die Ernährungssicherung der dortigen Bevölkerung gefährdet wird und ihnen dann anschließend zum Mittagessen ein großes Stück Fleisch serviert wird, bekommen ihr Bauch

eine andere Botschaft als vorher hier Kopf. Diesen so genannten heimlichen Lehrplan haben wir dann im Verlauf der Jahre positiv genutzt. Unsere Küche – schmecken Sie doch bei Gelegenheit einmal vorbei – zeigt, dass es anders und besser geht: sämtliches Fleisch – was es seltener und weniger gibt – stammt aus ökologischer Tierhaltung und alle Produkte aus dem Süden der Erde sind ökologisch produziert und fair gehandelt. Dass dies möglich ist zeigt auch das Gläserne Restaurant auf dem Kirchentag. Es ist zu wünschen, dass dies in allen kirchlichen Küchen und darüber hinaus Schule macht. Bei einem jährlichen Einkaufsvolumen beider großer Kirchen von der Karotte bis zum Kaffee von ca. 7 Mrd. € wäre dies ein gewaltiger Schub für den ökologischen Landbau und den fairen Handel.

Sie fragen nach den Mehrkosten: in der Akademie betragen diese bei 100 % fair, 60 % aus der Region verstanden als Umkreis von 10- 20 km) und 50 % Bio nur etwa 4 bis 6 % Die Boller Küche muss aber ihr Modell verteidigen und sich mit Ansprüchen auseinandersetzen, wie dass doch Lachs auf dem Frühstücksbuffet nicht fehlen dürfe. Letzteres lehnen wir ab: vorsorglich mit Antibiotika behandelt und gemästet mit Fischmehl von der peruanischen Küste stammt der Lachs aus riesigen Pontons mit 100.000 Lachsen vor Norwegen und Schottland. Auch hier ahnen sie die negativen Auswirkungen auf die Kleinfischerei und die lokale Ernährungssicherung in Peru oder auch in den Ländern Westafrikas, von denen vielfach der Fisch auf unseren Tellern stammt. Wenn dann bei den Senegalesischen Fischern die Netze leer bleiben, wächst der Druck nach Europa zu fliehen.

Dabei haben die meisten noch einen Spielraum in ihrem Portmonnaie, um mehr für bessere Qualität auszugeben.

13,9 % - 9,9 % - und 15 & für motorisierte Mobilität.

Wie im Westen so auf Erden

Bad Boll hat

Es macht Sinn zu fragen, ob unsere Entscheidungen globalisierbar sind: Fleisch, Papier

Unser Lebensstil ist ressourcenintensiv und global nicht verträglich

Umstieg vom Tanker auf das Segelboot

„Ressourcenarm – naturverträglich und selbstbegrenzt“, mit diesen Adjektiven beschreibt die im Spätherbst 2008 erschienene Studie „Zukunftsfähiges Deutschland in einer globalisierten Welt“, herausgegeben vom Evangelischen Entwicklungsdienst, Brot für die Welt und dem BUND, die ökologische Zivilisation. Die von Mitarbeitenden des Wuppertal-Instituts bearbeitete umfangreiche und trotzdem sehr lesenswerte Studie versucht einen doppelten, ganzheitlichen Blick: Zum einen auf die derzeitigen globalen Herausforderungen, zum anderen auf die nötigen ebenfalls ganzheitlichen Lösungsansätze. Diese Studie versucht die Notwendigkeit zu unterstreichen, von der industriellen zur ökologischen Zivilisation überzugehen und verwendet hierzu das Bild des Umsteigens vom Tanker auf das Segelboot. Der Tanker als „Bild“ für die industrielle Zivilisation steht für ein hohes Ausmaß an Ingenieursleistung, für große und vergleichsweise schnelle Transportkapazitäten, aber auch für einen langen Bremsweg und für eine Dreckspur, die dieser durch den Verbrauch an Schweröl hinter sich herzieht. Das Segelboot ist das Symbol für ein Einklinken in die Natur, das Nutzen der Meeres-Strömungen und des Windes (und auch gegen den Wind lässt sich kreuzen) und eine Rückkehr zur gedrosselten Geschwindigkeiten. Das Segelboot erfordert die Kompetenz der Mannschaft, steht für Entschleunigung, und ist bei Sturm und Flaute mit Ruhe- und Wartezeiten im Hafen verbunden bevor die Reise weitergeht. Auf dem Segelboot, als dem Bild für eine (noch zu entdeckende) ökologische Zivilisation, können längst nicht die gleichen Mengen transportiert werden. Das zieht die Notwendigkeit nach sich, Produktion und Konsum „herunterzufahren“, zu „entrümpeln“. In letzter Konsequenz heißt dies, dass unsere Gesellschaften mit weniger materiellen Gütern auszukommen haben, stattdessen aber einen Gewinn an Lebensqualität verzeichnen und das genießen können, auf was wir wie selbstverständlich verzichten, wie z.B. Zeit- statt Güterwohlstand. Versuchen wir den Klimawandel abzubremsen und in unserem Wirtschaften gegenüber derzeit lebenden Menschen, wie auch kommenden Generationen, gerecht zu sein, dass kein Schaden bleibt (do not harm), bedeutet dies, künftig ressourcenarm, naturverträglich sowie selbstbegrenzt zu wirtschaften und zu konsumieren. Hierbei signalisiert „selbstbegrenzt“, dass Effizienz als

Strategie nicht ausreicht, vielmehr um ein „genug“, um die sogenannte Suffizienz ergänzt werden muss. Dies ist die eigentliche Herausforderung zu einem kulturellen Wandel, zu einer Klimakultur, zu einem anderen Lebens- und Arbeitstil – und damit auch zu neuen Produkten wie besonders Dienstleistungen. An Stelle von „ressourcenarm, naturverträglich und selbstbegrenzt“ formuliert die Studie „Zukunftsfähiges Deutschland in einer globalisierten Welt“ auch: „Weniger, anders und besser“. Es gilt neue Konsummuster zu entwickeln und neue Standards zu entwerfen. Der Lebensstil der Industrieländer lässt sich nicht globalisieren.

Gerechtigkeit heißt ein gutes Leben für uns, die Menschen neben uns, fern von uns und für die die nach uns kommen – weltweit.

Es gibt Zeichen der Hoffnung

- das Umweltengagement des Kirchentages, der im Strombereich etwa zu 100 % grün und „clean“ ist – auch durch das Investment von 2 x 50.000 € in eine kirchliche Windanlage. Es gibt Kampagnen wie „Tut dem Klima gut“, das Gläserne Restaurant, den Naturkostmarkt, eine Bezuschussung von ökofairen Produkten beim Frühstück in den Gemeinschaftsquartieren.
- Andere gute vorzeigbare Beispiele sind der erwähnte Grüne Gockel oder Grüne Hahn, Kampagnen wie „Tut dem Klima gut“, kirchliche Energiegenossenschaften, das Handeln vieler einzelner unermüdlicher Akteure im Bereich Umwelt und Gerechtigkeit, etc..
- Bioenergiedörfer
- Car-Sharing
- Der Widerstand der Zivilgesellschaft: Mittlerweile wird deutlich, dass es sich bei S 21 nicht nur um ein Bahnprojekt, sondern auch um die Auseinandersetzung geht, wie wir unsere Zukunft gestalten wollen. Wollen wir weitermachen im Sinne von „Höher, schneller, weiter“ oder umsteuern in Richtung „Weniger, anders und besser“? Es stellt sich die Frage nach dem Wachstum, ob und wenn, dann in welchen Bereichen. Es wird schrumpfende Bereiche und wachsende geben. Spannende Zeiten – ganzheitlicher blick Arbeitszeitverkürzung

Tun und Lassen

Alle können etwas tun

- Die öffentliche Hand
- Die Kommunen
- Die Kirchen: 500 Millionen Kwh
- Jeder Einzelne:: weniger mit dem Auto mehr zu Fuß und mit dem Rad(33 % aller tägl. Autofahrten unter 3km; Reifendruck; Stromsparen zu Hause, Stromwechsel, Waiblingen Solar; fairer Kaffee (weniger konsumieren, weniger wegwerfen, mehr bezahlen)

Aber auch lassen:

Marianne Gronemeyer hat mit ihrem Verständnis von „Auf-Hören“ einen neuen Blickwinkel vermittelt. Es geht nicht nur mehr um Tun – was soll ich noch alles und das auch noch zusätzlich tun: Pfarrerinnen...

Beim Aufhören auch auf etwas zu hören, innezuhalten, sich neu auszurichten. Auf der anderen Seite geht es darum Dinge sein zu lassen, nicht mehr mitzumachen, sich nicht mehr Sachzwängen zu unterwerfen, sondern sich eher über Verhältnisse zu „empören“, als Impuls zur Veränderung.

Warum verändert sich so wenig – und wie lässt sich das ändern

Zukunft attraktiv machen

Üblich geworden war die 25 Stundenwoche, sowohl in der kirchlichen Verwaltung als auch im gemeindlichen Pfarrdienst, selbstverständlich nicht bei vollem Lohnausgleich. Nur so war es möglich gewesen, möglichst viele Menschen zu beschäftigen und ihnen – nach ihren Fähigkeiten eine sinnvolle Arbeit zu geben. Pfarrerinnen und Pfarrer bekamen immer mehr die Rolle eines vernetzenden und ermutigenden Moderators.

So konnten auch kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter die positiven Erfahrungen von Entschleunigung und Zeitwohlstand erleben. Die tägliche Hetze fiel weg und erleichterte den Umstieg aufs Fahrrad.

Bemerkenswert war übrigens, dass Diakoniestationen als erste voll auf Elektromobilität umstiegen und ihre Ladestationen gleichzeitig Quartierskühlhaus und Energiespeicher geworden war. So wurde manche Diakoniestation auch zum Dorfmittelpunkt. Üblich war es, Pfarrerinnen und Pfarrer auf dem Fahrrad durch ihren Sprengel fahren zu sehen. Seelsorgearbeit hieß nun auch Absteigen vom Fahrrad und nicht mehr nur hinter der Weltschutzscheibe eines PKWs herauswinken.

Die Tatsache, dass sich viele Bürgerinnen eines Quartiers an Gemeindeentwicklung und den Zukunftsprojekten beteiligten und mit ihren Kompetenzen einbringen konnten, führte zu zahlreichen Veränderungen. Immer weiter steigende Energiekosten beflügelte die Phantasie zu Sparen oder Energie selbst erneuerbar zu erzeugen. Zwei besonders piffige Initiativen – entwickelt im Rahmen des Grünen Gockels - verdienen besonders erwähnt zu werden:

- Eine aus dem Jahr 1964 stammende Betonkirche wurde als Denkmal erhalten, bekam aber mit einer neuen Multifunktionskirche in Holzständerkonstruktion im Innenraum eine neue Füllung. Zusätzlich wurden die Zwischenräume als Kreuzgang und Ausstellungsfläche genutzt.
- Die Entwicklung einer Klein-Biogasanlage brachte einen Kirchengemeinderat auf die Idee, doch mit dem Strom und der Abwärme das Gemeindezentrum und die umliegenden Gebäude mit Warmwasser und Wärme im Winter zu versorgen. Besucher waren gebeten ihre Garten – und Küchenabfälle vor dem Gottesdienst mitzubringen und als „Grünopfer“ in einen Schacht zu werfen, der mit einem unterirdischen Container verbunden war. Gleichzeitig hatte die Gemeinde und die umliegenden Bewohner Kompost für die eigenen Gärten.

Überhaupt waren Energieerzeugung und die kollektive Nutzung von Fahrzeugen und Geräten zu einer wichtigen Einnahmequelle für die Gemeinden geworden. Es drehten sich kleine Windräder, die Fassaden und Dächer waren mit Photovoltaik bedeckt, Warmwasser wurde überwiegend auch solar erzeugt. So wurden Gemeinden mit der Zeit zu Energiespeichern – im doppelten Sinn, Wärmespender für eine damals immer kälter gewordene Gesellschaft.

Was tat sich sonst: Gemeindehäuser öffneten sich für Bürgergruppen, organisierten den gesellschaftlichen Dialog, waren Orte kollektiver Nutzung von Büchern, Gartengeräten, Computern - sogar in diesem Bereich der elektronischen Medien versuchte man ein rechtes Maß zu finden, das zugleich global verträglich ist. Das Dorfkinos im Gemeindehaus ersetzte den häuslichen Fernsehapparat und public viewing gab es nicht nur zu sportlichen Großereignissen sondern auch zu entwicklungspolitischen Filmen und - via Skype – zu den Weltversammlungen des Ökumenischen Rates der Kirchen.

Während Gemeindehäuser in den ersten Jahrzehnten des 21. Jahrhunderts tagsüber wie ausgestorben waren, fand man nun kleine Handwerks- und Reparaturbetriebe. Unter dem Motto „morgens gebracht – abends gemacht“ wurde Kinderspielzeug in Stand gesetzt oder aus abgewetzten aber heiß geliebten Klamotten etwas Neues Schickes geschneidert.

Aufsehen erregt hat die Synode im Jahr 2016 als sie zur Rückkehr zum Sonntagsbraten aufrief und sich dabei den Zorn des Metzgerhandwerks zuzog. Aber auch dies wurde öffentlich diskutiert und man akzeptierte als Kunde, dass der Braten oder die Wurst eben seinen Preis hat, da auch Tieren Zeit und Auslauf gewährt wurde. Fairtrade war nicht mehr nur auf Südprodukte beschränkt, sondern galt auch für Milch, Brot und viele anderen Produkte. Dies machte es aber auch notwendig, dass die Kalkulationen der Produzenten und Verarbeiter offen gelegt wurden.

Interessant war es zu beobachten, wie in den Gottesdiensten inhaltlich gestritten wurde und ethische Maßstäbe wie berufliche Zwänge der Gemeindeglieder wie auch ihre Ängste und Hoffnungen transparent wurden.

Jobst Kraus, Bad Boll 30-1.-2011